

Männerbewegung wohin?

Versuch einer Bestandsaufnahme

Walter Hollstein

Unter dem Begriff „Männerbewegung“ versteht man seit ca. 30 Jahren ein soziales Gebilde, das sich der Probleme von Jungen und Männern annimmt und für deren Veränderung eintritt. Die Männerbewegung ist historisch die Antwort auf die Frauenbewegung. Da die Frauen in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts gegen ihre unterprivilegierte Stellung in der Gesellschaft rebellierten, hielt es die damalige Männerbewegung für geboten, sich mit den Frauen zu solidarisieren und ihren Kampf zu unterstützen. Der prominente englische Männerforscher Jeff Hearn verlangte ausdrücklich, dass eine Männerbewegung in ihrer Praxis pro-feministisch zu sein habe; in seinen „fünf Prinzipien für eine kritische Männerforschung“ forderte er explizit eine feministische Sichtweise. Da die profeministische Männerbewegung ihr Engagement primär auf die damalige Problemlage der Frauen richtete, war sie auch nicht bereit, die Einschränkungen der traditionellen Männerrolle für ihre Träger selbst zur Kenntnis zu nehmen und für deren Veränderung einzutreten.

Diese Einseitigkeit hatte Folgen. Was zunächst in den USA geschah, fand ihre Wiederholung in unseren Breitengraden: die Versäumnisse der pro-feministischen Männerbewegung, die sich später selber als „antisexistische“ Männerbewegung bezeichnete, wurden von den sog. Männerrechtlern (z.B. Richard Doyle, Fred Hayward, später Warren Farrell) aufgegriffen, die sich zunächst vor allem Diskriminierungen von Männern im Scheidungs- und Sorgerechtsanfragen. Zusätzlich entwickelte sich eine emanzipatorische Männerbewegung (z.B. Herb Goldberg, später Robert Bly), der es um eine männer-solidarische Befreiung aus der traditionellen Männerrolle von Härte, Kampf, Wettbewerb und Pokerface ging.

Die pro-feministische Männerbewegung hat im Laufe der Jahre stark an Ge-

wicht und Einfluss verloren; sie ist allenfalls in akademischen Zirkeln und in der Geschlechterforschung der Hochschulen noch von Bedeutung. Männerzentren, die sich einseitig auf ein pro-feministisches Bekenntnis festgelegt hatten, sind inzwischen nahezu völlig verschwunden. Stark gewachsen ist indes die sog. Männerrechtsbewegung, die sich in Deutschland in einzelnen, zumeist lokalen Interessengruppen manifestiert, vor allem aber in den vielen Internet-Foren von Männerrechtlern.

Eine sachliche Auseinandersetzung zwischen den „Lagern“ ist bisher nicht erfolgt. Die Männerrechtler werten profeministische und häufig auch emanzipatorische Männer als „lila Pudel“; die pro-feministischen Männer schieben die Männerrechtler in die „rechte Ecke“, wie das unlängst Thomas Gesterkamp an dieser Stelle getan hat. Wichtig wäre es indessen, die Dinge etwas genauer zu betrachten und vor allem selbstkritischer, insofern pro-feministische oder antisexistische Standpunkte vertreten werden: Das männliche a priori-Engagement für den Feminismus bewirkt, dass die Prämissen, Ergebnisse, Dogmen und Forderungen der Frauenbewegung vorbehaltlos übernommen werden. Die Konsequenz davon ist, dass die Lebensbedingungen und die Bedürfnisse von Männern gar nicht erst zur Kenntnis genommen, geschweige denn empirisch überprüft werden.

Geradezu erschreckend ist dabei die völlige Empathielosigkeit gegenüber dem eigenen Geschlecht. Eine normale Selbstliebe, die als eben normale ja weder narzisstisch noch unkritisch zu sein hat, ersetzen die Pro-Feministen durch Selbsthass und diffuse Schuldgefühle gegenüber den Frauen; alles Negative wird auf Männer projiziert, alles Positive auf Frauen. Es fehlt die grundlegende Selbstakzeptanz, sich erst einmal als Mann anzunehmen und darüber auch

den nötigen Respekt für das eigene Geschlecht aufzubringen. Gewiss gibt es Ausnahmen wie zum Beispiel den englischen Sozialwissenschaftler Victor Seidler, der sich auch nicht scheut, seine persönliche Geschichte mit seinem objektiven Arbeitsthema „Männlichkeit“ zu verbinden und diese Verknüpfung zum Beispiel in seinem Buch *Man Enough* offen darzulegen.

Auch im deutschsprachigen Raum versuchen Männer ihr feministisches Soll zu erfüllen. Der Rowohlt-Verlag gab eine Reihe „Mann“ heraus, deren Editorial mit folgendem Paukenschlag begann: „Der Mann ist sozial und sexuell ein Idiot“. In Anlehnung an seinen amerikanischen Kollegen John Stoltenberg, der ein Buch schrieb mit dem Titel, dass er „sich weigert, ein Mann zu sein“ (*Refusing to be a Man*), forderte Volker Elis Pilgrim den *Untergang des Mannes*. Sich selber hat Pilgrim nur vor dem eigenen Ende gerettet, indem er sich „den Frauen gewidmet“ hat. Er hat von ihnen gelernt, „was ich gemeinhin als Mann in dieser Gesellschaft nicht habe, was für mich aber einen hohen Wert für die Ausbildung zum Menschen bedeutet“. Auch das feministische Verständnis von Männergewalt wird ungeprüft übernommen. Lempert und Oelemann zum Beispiel verkünden apodiktisch: „Gewalt ist Männersache“ und „Gewalt gehört in den männlichen Lebenszusammenhang wie Essen und Trinken“.

Manchmal scheint es, als stünden solche Männer unter dem inneren Druck, das feministische Soll mit eigener, männlicher Selbstverleugnung noch übertreffen zu wollen. Nun ist Selbstkritik eine Sache; in der Tat ist es überaus wichtig, dass Männer endlich in der Geschichte ihrer eigenen Männlichkeit prüfend, forschend und vergleichend entgegnetreten; aber die andere Sache ist die der Misandrie, wenn Männer das eigene Geschlecht niedermachen, ankreiden und geißeln und dabei in vor-

auseilendem Gehorsam zum Teil noch den Männerhass von Vulgärfeministinnen zu übertreffen suchen. Schon makaber ist in diesem Zusammenhang, wenn der reputierteste Männerforscher der zeitgenössischen Welt, Robert W. Connell, 2007 offiziell zur Frau mutiert und sich fortan Raewyn nennt. Wenn jemand wie Connell die Geschlechterdebatte auf Männerseite so sehr bestimmt, wie er das über nahezu zwei Jahrzehnte getan hat, und das Männerthema als Gutachter bei der UNO vertritt, ist solche Transsexualität dann auch nicht mehr einfach nur ein persönliches Schicksal, sondern sie ist ein nachträglicher Beleg für die latente Männerfeindlichkeit, die das Schaffen profeministischer Männer generell prägt.

Connell bedauert, dass die emanzipatorische Männerbewegung – z.B. die Gruppen von Robert Bly – mehr Zulauf findet als die pro-feministische. Nur übersieht Connell dabei, dass sich die sog. „Antisexisten“ ihre periphere Stellung selber zuzuschreiben haben, weil sie niemals bereit waren, sich der subjektiven Bedürfnisse der Männer und auch deren objektiver Notlagen anzunehmen. Betrachtet man einmal genau und kritisch, was Connell selbst als Veränderungsziele und -strategien für Männer anbietet, so ist deren Hilflosigkeit schon nachgerade peinlich: Unterstützung der Aids-Politik, „Austritt aus der Männlichkeit“, „Delegitimierung des Patriarchats“, Solidarität mit dem Feminismus und Lehrpläne für Jungen, die sich nach den Interessen der Mädchen richten. Ziemlich identisch sind im deutschsprachigen Raum die Forderungen des Berliner Jungen- und Männerprojekts *Dissens*. Wer so etwas formuliert, der muss sich schon ernsthaft fragen lassen, inwiefern ihm die Veränderung von Jungen und Männern ein wirkliches Anliegen ist. Dass Männer als Männer eigene Bedürfnisse und Interessen haben (könnten), kommt Connell und seinen Befürwortern international erst gar nicht in den Sinn. Inhaltslosigkeit und Praxisferne dieser Vorschläge sind wahrscheinlich nicht einmal zufällig, sondern Ausdruck des frauenzentrierten Denkens von Connell. Seine/ihre Kapitulation vor der Frau als universaler Größe gibt sich axiomatisch. Dabei wird alles aufgekündigt, was die eigene Geschlechtsidentität als biogra-



© cw-4design / photofcase.com

phische Geschichte, Selbstliebe, Selbstrespekt, Würde und Stolz eigentlich beinhalten sollte.

Das Ganze – in seiner politisch-pädagogischen wie persönlichen Auswirkung – ist auch ein Beispiel dafür, wie alltäglich die Diskriminierung des männlichen Geschlechts inzwischen geworden ist. Der irische Psychiater Anthony Clare merkt an, dass heute „der Zustand der Männlichkeit von verschiedenen Kommentatoren des Zeitgeschehens als eine Art Abweichung, ja, als pathologisch beschrieben“ wird. „Dieselben Eigenschaften, die einen Mann ehemals zu einem richtigen Mann gemacht haben – logisch, diszipliniert, kontrolliert, rational, aggressiv – werden jetzt als Stigmata unerwünschten und potentiell pathologischen Verhaltens gesehen“. Ein aktuelles Beispiel dafür ist der Erlass von *Air France*, dass allein reisende Männer nicht mehr neben Kindern sitzen dürfen; das stellt Männer unter den Generalverdacht von Pädophilie oder Schlimmerem.

Nehmen solche Zuschreibungen grundsätzlichen Charakter an, wie sie das heute tun, ist das ein Angriff auf die männliche Identität. Insofern ist es überaus fahrlässig, wenn Thomas Gesterkamp in seiner Rezension des Buches *Befreiungsbewegung für Männer* (Hg. Gruner/Kuhla; s. *Switchboard*, Heft 190) die zunehmende Misandrie in der Gesellschaft als „Verschwörungstheorie“ abtut – zumal diese Männerfeindlichkeit von vielen wissenschaftlichen Untersuchungen belegt wird. Blendet

die Männerbewegung solche Realität weiter aus, kann es nicht verwundern, wenn z.T. fanatische Männerrechtler starken Zulauf erhalten.

Eine Folge der Misandrie ist die zunehmende Orientierungslosigkeit von Jungen und jungen Männern. Die SINUS-Studie über die Lebensentwürfe von 20jährigen – im Auftrag der deutschen Bundesregierung 2007 erschienen – zeigt bei den jungen „Männern (anders als bei den Frauen) ein deutliches Leiden an der Komplexität, Unübersichtlichkeit und Dynamik der Gesellschaft“. Die Rollenerwartungen an die Männlichkeit sind für diese jungen Männer widersprüchlich und ambivalent, auf jeden Fall nicht mehr klar. „Männer heute befürchten, dass in Wahrheit die Frauen die wichtigen Entscheidungen fällen und sie, die Männer, gar nicht mehr brauchen“. Sie erkennen, dass Frauen sich positiv verändert haben, dass politisch und ökonomisch viel für Frauen getan wird, und sie respektieren das auch im Großen und Ganzen. Diese Veränderung hatte „aber keine positiven Aspekte für Männer. Im Gegenteil: Männer sind heute nicht mehr nur in Bezug auf Berufswahl und Arbeitsmarkt verunsichert, sondern auch im Privaten haben sie alle Sicherheit verloren“. Sie erkennen sich als vernachlässigt, zurückgedrängt, nicht mehr ernst genommen. „Die Männer leiden in ihrer subjektiven Befindlichkeit und fühlen sich in der Defensive: Die Frauen schreiben das Drehbuch“.

Dass dies und anderes (wie z.B. die zu-

nehmende und signifikant höhere Arbeitslosigkeit von Männern im Vergleich zu Frauen) klare Indikatoren einer gegenwärtigen Krise von Männlichkeit sind, wird nicht nur von Connell, Michael Kimmel u.a. bestritten, sondern auch im deutschsprachigen Raum eifrig wiederholt. Michael Meuser oder Michael Cremer von *Dissens* (z.B. in seinen Ausführungen *Neue Wege für Jungs?!*) bewerten das „Krisengerede“ als hinterlistigen Versuch der Männerwelt, ihre Privilegien zu bewahren.

Angesichts der Vielfalt krisenhafter Symptome schlägt die antisexistische Männerbewegung allen Ernstes „eine Strategie der praktischen Dekonstruktion von Geschlecht“ vor. Im von der Bundesregierung geförderten Projekt *Dissens* ist der Name Programm: angestrebt ist der Bruch mit der bisherigen Männlichkeit. Konstruktiv heißt das dann z.B. – wie *Dissens* in seiner Schulbroschüre *Neue Wege für Jungs* darlegt –, dass Jungen am „Girl’s Day“ einen „Haushaltsführerschein“ erwerben. Nun ist sicher nichts dagegen einzuwenden, wenn Jungen kochen, bügeln und putzen können. Dahinter steht aber die Ideologie, jungenhaftes Verhalten zu diskreditieren und Jungen ein Verhalten, das gesellschaftlich als mädchenhaft etikettiert ist, zu empfehlen. Dekonstruktion und *Dissens* sind im übrigen – wie alle Rezepte, die von einer Negation ausgehen – wenig attraktiv – zumal dann nicht, wenn als ausdrückliche Gegenentwurf Jungen und Männer „nur“ weibliche Eigenschaften und Tugenden angepriesen werden.

Das passt zu einer inzwischen Jahrzehnte alten Politik, Eigenschaften von Jungen „auszumerzen“, wie es einmal eine Frauenministerin in NRW formuliert hat, und sie an Mädchen anzugleichen. Vor einigen Wochen stand in einer großen deutschen Sonntagszeitung die Klage einer Berliner Mutter über die Schulerfahrungen ihres sechsjährigen Sohnes. U.a. wurde da beschrieben, dass die Jungen „im Fach Deutsch Bieneengeschichten lesen mussten, im Kunstunterricht Schmetterlinge malen und beim Sport Schleiertänze aufführen“. Da die Jungen dann ihren Unmut im Unterricht kundtaten, seien sie ständig vor der Tür oder im Sozialraum gelandet respektive mit Schulverweisen nach Hause gekommen. Dazu passt

auch, was mir vor kurzem in einer Fortbildung ein Basler Lehrer erzählte: Die Rektorin, die seiner Schule neu vorsteht, hat als eine ihrer ersten Maßnahmen den Pausenhof umgestaltet. Der Bereich, der bisher Jungen zum Fußballspielen und Toben zur Verfügung stand, wurde in eine „Kommunikationsfläche“ umgewandelt, weil Reden für Jungen angeblich „gesünder“ ist als Toben.

Connell dekretiert dazu: „Die Dekonstruktion des sozialen Geschlechts bezieht sich nicht nur auf die gesellschaftliche Ebene oder auf Institutionen, sondern auch auf die körperliche Ebene, das erwählte Terrain der Hüter des Patriarchats“. Das bedeutet im Klartext, dass die bis anhin gültigen Vorstellungen und Realitäten von Männlichkeit demontiert werden müssen. Nun sind sie das ja schon sowieso, und diesen Prozess auf nur destruktive Art noch zu intensivieren, ist schon konkrete Unmenschlichkeit abstrakter Wissenschaft, auch wenn das vielleicht in dieser Konsequenz nicht unbedingt so gemeint sein mag. Wenn man traditionelle Männlichkeit verändern will, was ja auch den Männern selbst längerfristig zugute käme, darf man sie nicht einfach zerstören und die Männer orientierungslos in den Trümmern zurücklassen, sondern man muss Hilfen, neue Orientierungen und andere Lebensziele anbieten.

Paradoxerweise geschieht dies nun auf Seiten bestimmter (kritischer) Feministinnen wie zum Beispiel Elisabeth Badinter und Christiane Olivier in Frankreich oder Christina Hoff Sommers und Betty Friedan in den USA oder in Deutschland bei „Mädchenmannschaft“. Susan Faludi weist auf die grundsätzliche Widersprüchlichkeit hin, dass Männer in den vergangenen Jahren ermutigt wurden, neue Lebensformen zu erkunden wie zum Beispiel fürsorgliche Väter und/oder zärtliche und geschlechterdemokratische Partner zu sein; aber die objektiven Lebensverhältnisse seien von den politischen Entscheidungsins-

tanzen nicht so arrangiert worden, dass die Männer diese Entwürfe auch hätten umsetzen können.

Das eben war auch nie das erklärte Ziel der antisexistischen Männerbewegung. Erschütternd ist in diesem Zusammenhang, wenn so destruktive Lösungen wie Dissens oder Dekonstruktion angeboten werden, ohne sich der imminenten Gefahr bewusst zu sein, dass – wenn man das gesamte männliche Geschlecht entfestigt – dabei leichtfertig auch die ganze Gesellschaft destabilisiert.

Es muss noch weiter gedacht werden. Ein zureichendes Männerbild, an dem man sich orientieren und ausrichten kann, bietet Sicherheit und damit auch Zukunft. Ein in sich brüchiges oder gar zerbrochenes Männerbild – auch noch willentlich herbeigeführt – ist gleichbedeutend mit Zukunftslosigkeit und provoziert dann erst jene männlichen Exzesse, die man angeblich abschaffen will. Identität kann von ihren männlichen Trägern nur aufrechterhalten werden in der Gewissheit, dass es für sie auch eine sinnvolle Zukunft gibt. Dazu braucht es aber Wegweiser und Entwürfe, bei denen Jungen und Männer sich auch wieder finden können. Normen, Werte und Verhaltensmuster für das männliche Geschlecht werden heute im gewandelten Zeitgeist von Frauen definiert so wie Männer in der androzentrischen Epoche über das andere Geschlecht bestimmt haben. Klaus Hurlmann hat vor einigen Monaten in der *ZEIT* seinen Aufsatz mit „Lasst sie wieder Männer sein!“ überschrieben. Das bedeutet nicht die Rückkehr zu einer traditionellen und in weiten Teilen überholten Männlichkeit, aber eine Entwicklung, die Jungen und Männern die Definitionsmacht über sich selbst zurückgibt. Das bedingt allerdings, dass Männern nicht nur – in gehabter Manier – die Finanzpolitik und der Militäreinsatz am Hindukusch wichtig sind, sondern die eigenen Belange von Erziehung, Gesundheit und männlicher Selbstverwirklichung.



Walter Hollstein ist emer. Professor für Soziologie. Zahlreiche Publikationen zur Männerforschung, u. a. „Geschlechterdemokratie“ (2004) und „Was vom Manne übrig blieb“ (2008), auf die sich der Beitrag teilweise bezieht.

► W.Hollstein@bluewin.ch, www.walter-hollstein.ch